

Elena Esposito (Hg.)

Wissenschaftliches Publizieren: Stand und Perspektiven

Mit Beiträgen von

*Giancarlo Corsi, Elena Esposito, Stefan Hirschauer, Elmar Koenen,
Wulf D. von Lucius, Maja Malik, Jo Reichertz, Alexander Roesler,
Wolf-Michael Roth, Bernd Stiegler und Siegfried Weischenberg*

SOZIALE SYSTEME

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGISCHE THEORIE

Jahrgang 11 (2005), Heft 1

Inhalt

<i>Elena Esposito</i> Einleitung	5
<i>Alexander Roesler/Bernd Stiegler</i> »Die Endform der Vorläufigkeit« Ansichten aus der Praxis der Theorie	14
<i>Wulf D. v. Lucius</i> Strukturwandel im wissenschaftlichen Verlag	32
<i>Stefan Hirschauer</i> Publizierte Fachurteile. Lektüre und Bewertungspraxis im Peer Review	52
<i>Elmar J. Koenen</i> Über die fast leere Mitte der Disziplin. SoziologInnen über Funktionen und Eigenwerte sozialwissenschaftlicher Zeitschriften	83
<i>Jo Reichertz</i> »Die Zeiten sind vorbei, in denen man nicht mehr laut sagen durfte, dass man besser ist als andere« – oder: Zur neuen Logik der (sozial-)wissenschaftlichen Mediennutzung	104
<i>Wolff-Michael Roth</i> Publish or Stay Behind and Perhaps Perish: Stability of Publication Practices in (Some) Social Sciences	129

<i>Maja Malik/Siegfried Weischenberg</i> Journalismus und Wissenschaft: Gemeinsame Sinnhorizonte trotz funktionaler Autonomie?	151
<i>Elena Esposito</i> Die Darstellung der Wahrheit und ihre Probleme	166
<i>Giancarlo Corsi</i> Medienkonflikt in der modernen Wissenschaft?	176
Abstracts	189
Über die Autoren	192
Autorenhinweise	195

Elena Esposito

Einleitung

I.

Das vorliegende Heft der *Sozialen Systeme* ist durch eine Reflexivität gekennzeichnet, die uns bewusst ist und die vor der Darlegung der eigentlichen Diskussionsinhalte kurz kommentiert werden soll. Wir haben mit reflexiven Zirkeln auf mehreren unterschiedlichen Ebenen zu tun, die sich gegenseitig überschneiden und bedingen.

Zunächst handelt es sich bei diesem Heft um eine wissenschaftliche Publikation über Stand und Perspektiven wissenschaftlicher Publikationen und insbesondere über die Rolle der Zeitschriften – wobei diese Rolle eben selbst innerhalb einer Zeitschrift analysiert wird. Zu dieser ersten, gleichsam äußeren Zirkularität kommt eine theoretische Reflexivität hinzu: wir werden uns mit den Interpretationsvorschlägen befassen, welche die Soziologie zur Behandlung der Relevanz, der Veränderungen und der Folgen von Publikationen für die Forschung anzubieten hat – und zwar speziell für den Bereich der Soziologie und dabei insbesondere für die Systemtheorie. Wir werden von der Beziehung zwischen wissenschaftlicher Forschung und ihrer Darstellung und Verbreitung sprechen, und wir werden dies aus der Sicht der soziologischen wissenschaftlichen Forschung mit einem Mittel der Darstellung und Verbreitung wissenschaftlichen Wissens tun – eben in unserer Zeitschrift.

Die Beziehung zwischen theoretischen Vorschlägen und konkreter Publikationspraxis werden aus zwei unterschiedlichen Perspektiven analysiert: auf der einen Seite berichten Verleger und Zeitschriftenherausgeber über ihre Arbeitspraxis und kommentieren diese, aber sie tun es in wissenschaftlicher Form – also mittels Kommunikationen, die den Anspruch auf wissenschaftliche Anschlussfähigkeit haben. Wissenschaftler beobachten ihrerseits die Praxis der Veröffentlichung aus ihrer Perspektive und leisten theoretische Arbeit in Hinblick auf praktische Relevanz – also unter anderem hinsichtlich der Nützlichkeit für die Arbeit in wissenschaftlichen Verlagen, die sich in einer Situation raschen organisatorischen und kommunikativen Wandels befinden. Hier schließt sich der Kreis noch einmal: die Praxis soll wissenschaftliche Anschlussfähigkeit gewinnen und die wissenschaftlichen Kommunikationen sollen in die Arbeitspraxis überführt werden.

Wie jeder Systemtheoretiker weiß, kann Reflexivität immer in Paradoxien übergehen, wobei dies in diesem Fall mit der Ambiguität des Verhältnisses intern/extern verbunden ist: versuchen wir innerhalb des Systems eine externe Beobachtung zu realisieren, oder versuchen wir die internen, nur unter Bedingungen der Schließung gültigen Kriterien zu exportieren? Hier geht es uns aber – wie in allen Fällen, in denen man sich eher an Operationen als an Beobachtungen (oder an Beobachtungen als Operationen) wendet – weniger darum, paradoxe Zirkel zu entdecken und zu verfolgen, als darum, die Produktionsmechanismen wissenschaftlicher Operationen (Kommunikationen) aufgrund von wissenschaftlichen Operationen zu beleuchten: eine Praxis bei der die (immer möglichen) Paradoxien normalerweise ignoriert werden.

II.

Das vorliegende Publikationsprojekt ging faktisch von einer empirischen, aus der Arbeit an unserer Zeitschrift gewonnenen Feststellung aus: von der Wahrnehmung einer laufenden Veränderung in der Landschaft wissenschaftlicher Publikationen und in den Verhältnissen zwischen Veröffentlichung und Forschung, welche die oft impliziten Annahmen, die jahrzehntenlang die Arbeit in diesem Bereich geleitet haben, zum Teil unangemessen werden lässt. Aus dieser Wahrnehmung sind eine Reihe von Anmerkungen formuliert worden, die in Form eines Exposé verteilt worden sind, um Diskussionen und Reflexionen anzuregen, die schließlich zu den in diesem Heft gesammelten Beiträgen geführt haben. Auf diesem (wir wiederholen es) rein empirischen Niveau fielen einige Punkte besonders auf.

Wir haben eine Veränderung des Verhältnisses zwischen den unterschiedlichen Mitteln beobachten können, denen die Verbreitung der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Ergebnisse traditionell anvertraut war, was auch zu einer grundlegenden Veränderung des unter ihnen herrschenden Gleichgewichts geführt hat. Auf der einen Seite gibt es Zeitschriften, die durch die relative Schnelligkeit der Veröffentlichung charakterisiert sind, was sie längst zum Verbreitungsorgan für relevante Neuigkeiten gemacht hat. Ihre Rolle beschränkt sich allerdings nicht auf die Verbreitung, sondern schließt eine Bewertung und Vorselektion der Beiträge mit ein. Das Begutachtungsverfahren stellt denn ein erstes Kriterium der Aufnahme in die wissenschaftliche Debatte dar und sollte eine Garantie sowohl für Leser als auch (im idealen Fall) für Autoren bilden – denen nicht nur ein Urteil, sondern auch Kommentare, Ratschläge und Ergänzungsvorschläge angeboten werden. Vor allem im Bereich der so genannten Humanwissenschaften scheint die Ideenzirkulation vermehrt von der Rolle und Maßgeblichkeit der Zeitschriften abzusehen.¹ Es

1 Sicher keine neue Feststellung, wie Elmar Koenen anhand der chronischen Klagen über die

passiert immer seltener, dass Autoren ihre Forschung mit Blick auf die Publikation in einer Zeitschrift konzipieren und entwickeln. Man schreibt eher anlässlich einer Tagung oder für einen Sammelband – wo man sich den mit der Begutachtung verbundenen Unsicherheiten und Revisionen nicht unterziehen muss. Außerdem sind Sammelbände in Buchläden eher präsent und erreichen dadurch eher die Aufmerksamkeit der Leser. Die Begutachtung selbst wird oft eher als eine Last denn als eine Gelegenheit wahrgenommen. Es scheint sich eine Art Sklerotisierung der Bewertungsverfahren etabliert zu haben, die Risiko und Innovation entmutigt. Privilegiert werden Beiträge, die einem standardisierten Verlauf folgen: eine möglichst breite und kritische Darstellung vom Stand der Forschung, Erläuterung der These, Vergleich mit allen möglichen denkbaren Einwänden – was im Endergebnis grundsätzlich auf drei Richtungen bei den veröffentlichten Texten hinausläuft: Kritik, Auseinandersetzung mit den Klassikern, Wiedergabe von empirischen Befunden oder selbst generierten Daten. Die Begutachtung selbst neigt eher zur Kritik als zur Kooperation.²

Auch Bücher sind gegenüber Veränderungsprozessen nicht immun geblieben: das relative Gewicht der wendigen, schnell produzierten und oft ebenso schnell vergessenen Sammelbände nimmt zu. Das Tempo der Produktion und Alterung der Texte hat sich beschleunigt, was viele Verlage gezwungen hat, ihre Praktiken der Selektion, Herstellung und Pflege der Bände zu revidieren. Hinzu kommen die allmählich wachsende Rolle von Online-Veröffentlichungen und allgemein die Folgen der elektronischen Textverarbeitung, welche die Bedeutung von Redakteuren und Verlegern deutlich reduziert und die Stufen der Vorbereitung und die Unterschiede zwischen den Publikationsformen weiter abflachen lassen: die editorische Arbeit nähert sich immer mehr der reinen Verteilung von fast vollständig autonom vom Autor produzierten Texten – was nicht immer angemessen bewertete Vor- und Nachteile zur Folge hat. All dies wirkt sich natürlich auf die Praxis der Forschung aus, die sich in der Selektion und Entwicklung ihrer Themen und Projekte an der Möglichkeiten der Publikation orientiert.

Muss man dann eine Funktionsverschiebung der Publikationen im Bereich der Sozialwissenschaften oder wenigstens eine andere Rolle der Zeitschriften (mit entsprechenden Justierungen der Verlagspraxis) erwarten?

Existenzbedingungen der sozialwissenschaftlichen Zeitschriften zeigt. Er selbst erkennt aber die besondere Prägnanz der heutigen Lage an.

2 Hirschauers Beitrag zeigt deutlich die dahinter liegenden strukturellen und sozialdynamischen Gründe: die Neigung zur Kritik hat eine komplexere Basis als die bloße Voreingenommenheit des Lesers.

III.

Diese Anregungen haben zu den in diesem Heft versammelten Beiträgen geführt. Es handelt sich dabei einerseits um Texte, die »die Praxis der Theorie« darstellen und über den »Strukturwandel« in wissenschaftlichen Verlagen und Zeitschriften reflektieren,³ und andererseits um Texte über die »Theorie der Praxis«, die die Rolle von Publikationen und ihre Veränderungen im Komplex der Forschung aus wissenschaftlicher Perspektive analysieren. Diese Beiträge bieten einen großen Informationsgewinn bezüglich des heutigen Stands wissenschaftlicher Publikationen in der Soziologie und in verwandten Wissenschaften sowie der Geschichte soziologischer Zeitschriften.⁴ Die Frage ist nun, ob wir daraus grundsätzliche Hinweise gewinnen können, um eine Situation diagnostizieren und eventuell auch prognostizieren zu können, die aus mehreren Gründen als mehr oder weniger pathologisch erscheint.

Man kann zunächst beobachten, dass das Grundproblem nicht direkt die Publikationen zu betreffen scheint, sondern eher die Selbstbeobachtung des Wissenschaftssystems, das nicht in der Lage ist, sich in seinem Verhältnis mit anderen sozialen Systemen angemessen zu rüsten. Das betrifft vor allem das Verhältnis der Wissenschaft zu den Massenmedien. Dieses Verhältnis wird im Beitrag von Maja Malik/Siegfried Weischenberg ausgehend von der Differenz und der gegenseitigen Beeinflussung von Wissenschaft und Massenmedien ausführlich behandelt. Der Journalismus versteht unter Objektivität bekanntlich etwas anderes als die Wissenschaft. Durch den Verweis auf Objektivität wird in den Massenmedien eher auf politische und ideologische Neutralität als auf Fremdreferenz abgestellt. Auch ist der Journalismus von einem anderen Rhythmus der Produktion und Obsoletwerden der Informationen gekennzeichnet. Außerdem müssen sich die Medien primär an den vermuteten Interessen ihres Publikums orientieren und müssen versuchen, dieses Publikum möglichst breit einzubeziehen. Entsprechend kommt den Kriterien des Aufmerksamkeitsgewinns, die sofort verständlich sein müssen und nicht destabilisierend wirken dürfen, eine zentrale Bedeutung zu: sie privilegieren skandalisierende Aspekte und direkte, nicht zu unwahrscheinliche Überraschungsformen – eine Form der Vorbereitung auf Überraschungen, wie sie auch in der Praxis der Verlage beobachtet werden kann (siehe Roesler/Stiegler).

Der unterschiedliche Systembezug ist offensichtlich, wenn man den Wissenschaftsjournalismus einbezieht, der in genauem Gegensatz zu den hier behandelten wissenschaftlichen Publikationen steht: im ersten Fall handelt es sich um Kommunikationen des Systems der Massenmedien, die Wissenschaft

3 Um die Titeln der Beiträge Roeslers/Stieglers und von Lucius' zu zitieren.

4 Zur historischen Perspektive siehe insbesondere Koenens Beitrag.

zum Thema machen, während es sich im zweiten Fall um wissenschaftliche Kommunikationen im Medium der Publikationen handelt – oder zumindest handeln sollte. Der wissenschaftliche Journalismus bedient sich eines Massenmediums, das als solches die höchste »Transparenz und Akzeptanz für wissenschaftliche Erkenntnisse« (Malik/Weischenberg) zum Zweck der höchsten Popularisierung anstrebt. Dagegen wendet sich die Wissenschaft – auch in ihren Publikationen – einem ausgewählten Publikum von Lesern zu, das kompetente Kritiken formulieren kann, welche selbst zur wissenschaftlichen Kommunikation gehören und dazu beitragen, die Autopoiesis des Systems weiterzuführen. In der Wissenschaft erhält eine bloß auf maximale Verbreitung ausgerichtete Haltung unvermeidlich eine etwas pathologische Färbung: genau deshalb reagiert Jo Reichertz in seinem Beitrag mit einem gewissem Skeptizismus auf die Äußerung, dass Wissenschaftler heute »laut« sagen dürften und sollten, dass sie besser sind als andere. In der Wissenschaft sind Kritik und Lob traditionell dem beschränkten Kreis der Kollegen vorbehalten und müssen also »leise« formuliert werden, ohne den Anspruch oder die Absicht, eine unbestimmte Öffentlichkeit einzubeziehen.

Bei der unvermeidlichen und »physiologischen« Differenz von Kriterien und Richtlinien zwischen dem Wissenschaftssystem und dem System der Massenmedien ist die Lage also zweifellos komplex.⁵ Gerade deshalb reicht es aber nicht aus, sich über das Überhandnehmen der Popularisierung und über den Einfluss der Medien zu beklagen und dieser vermeintlichen Degeneration das Absinken der Standards wissenschaftlicher Kommunikation zuzuschreiben. In diesem wie in verschiedenen weiteren Fällen kann man nicht die Massenmedien dafür anklagen, dass sie ihre Aufgabe erfüllen. Eher sollte man sich fragen, warum das Wissenschaftssystem derart unfähig zu sein scheint, Widerstand zu leisten und welchen Dynamiken und strukturellen Bedingungen dies zuzuschreiben ist. Die Beiträge von Esposito und Corsi versuchen hierfür theorieangeleitete Erklärungsansätze zu finden.

Elena Esposito führt den Unterschied von Herstellung und Darstellung des Wissens ein, der durch den merkwürdigen Umstand gekennzeichnet ist, dass Wissensherstellung im Bereich der Wissenschaft durch Theorien und Methoden streng kontrolliert und reglementiert wird, während die Darstellung des Wissens praktisch unregelt bleibt und systemfremden Kriterien (etwa den Kriterien der Massenmedien oder auch Organisationskriterien) überlassen wird. Vermutlich ist dieser Umstand (ebenso wie die Relevanz der Reputation in der wissenschaftlichen Kommunikation) auf das operative Bedürfnis zurückzuführen, Kommunikationen unter Bedingungen höherer Komplexität zu selektieren – eine Tatsache, die innerhalb des Systems meistens nicht angemessen berücksichtigt wird.

5 Koenen spricht vom »Zielkonflikt zwischen höherer Qualität und breiter Rezeption«.

Giancarlo Corsi denkt über die notwendige Intransparenz der Medien sowie über ihre Formen im Fall der Wissenschaft nach, und zwar im Hinblick auf zwei unausweichlichen Bedingungen der Moderne: Zum einen können wissenschaftliche Inhalte nur dann kommuniziert werden, wenn sie mit einem Verbreitungsmedium – in diesem Fall mit dem Buchdruck – gekoppelt werden. Zum anderen sind Redaktionen und Verlage ihrerseits spezifische Systeme, nämlich Organisationen. In beiden Fällen muss die Wissenschaft mit den entsprechenden Strukturen umgehen, die Kriterien privilegieren, welche mit den Programmen und Richtlinien der Wissenschaft manchmal sehr wenig zu tun haben. Das erklärt zum Teil die (wissenschaftlich oft ungerechtfertigte) Relevanz des Personenbezugs, und vor allem die in gewissen Hinsichten paradoxe Situation, dass Wahrheit zugleich (auf der Ebenen der Programme der Wissenschaft) gefördert und (auf der Ebene der organisatorischen Entscheidungen) verhindert wird.

Die Trennung zwischen Wahrheit und ihrer Darstellung wird durch den Beitrag von Stefan Hirschauer indirekt mit einer großen Fülle an Materialien und Argumenten bestätigt. Die erklärte Absicht dieses Beitrages besteht darin, den Publikationsprozess als diskursive Dynamik innerhalb der Scientific Community der Soziologen zu untersuchen, innerhalb eines Netzes des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Autoren, aktuellen und potentiellen (wissenschaftlichen) Lesern sowie Gutachtern und Herausgebern, von denen jeder eigene Bindungen und Verfahrensvorstellungen mitbringt. Grundannahme der Analyse ist, dass dieser Prozess eher von rhetorischen als von inhaltlichen Strukturen geleitet wird – und damit also (wenn nicht auf Persuasion) auf die gegenseitigen Verhältnisse zwischen den Operatoren und nicht so sehr auf die Feststellung der Wahrheit (die, wenn überhaupt, nur als ein Faktor unter anderen eine Rolle spielt) gerichtet ist. Die in den Voten der Herausgeber der *Zeitschrift für Soziologie* dargestellten Materialien zeigen deutlich, welche Umstände tatsächlich am Werk sind: zunächst einmal die Selbstbeobachtung – der Herausgeber durch sich selbst, durch die Autoren, durch die Leser –, dann die Beobachtung des Status' und der Konnotation der Zeitschrift, die operativen Bedingungen (Hefte füllen) und vieles mehr. Die Wahrheit hat damit wenig zu tun und muss auf dieser Ebene auch tatsächlich nicht viel damit zu tun haben.

Das vermeintlich unausgeglichene Verhältnis zu den Massenmedien wirkt sich auch innerhalb des Wissenschaftssystems selbst aus, wenigstens im Bereich der Sozialwissenschaften. Die »Reorganisation der Öffentlichkeit der Theorie« (Roesler/Stiegler), die sie von der Verbreitung und vom Markt abhängig macht, signalisiert unter anderem eine Abnahme der Macht und Relevanz der »Großtheorien« – also von richtigen wissenschaftlichen Kriterien – für die Verbreitung der Publikationen, mit entsprechenden Reorganisationsproblemen auch für Verlage. Es ist ziemlich offensichtlich, dass eine solche Praxis Origina-

lität und Innovation entmutigt, eher standardisierte und wenig deviante (oder auf kontrollierter Weise deviante) Beiträge favorisiert (Reichertz) und tendenziell zu einer editorischen Landschaft führt, in der auch Zeitschriften sich in Inhalt und Form der publizierten Artikel nur wenig voneinander unterscheiden (Roth).

In den Verlagskatalogen nimmt das relative Gewicht der Sammelbände gegenüber Monographien zu (Roesler/Stiegler), und allgemein werden Bücher allmählich von schnelleren und weniger anspruchsvollen Aufsätzen verdrängt (Reichertz), während die Laufzeit von Auflagen sich stetig verkürzt (von Lucius). Man stellt eine Renaissance der Handbücher fest (Roesler/Stiegler) – natürlich in den Fällen, in denen sich eine Disziplin genug Einheit leisten kann, um in einem Überblickstext dargestellt zu werden, wobei der Unterschied zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften immer stärker wird.

In diesem Rahmen spielen sicher auch die – zum großem Teil unabhängig von der inneren Dynamik des Wissenschaftssystems (von Lucius) stattfindenden – organisatorischen Veränderungen der Verlage eine wichtige Rolle, die zu einer steigenden Unstetigkeit, zu kurzfristigeren Unternehmensstrategien und zu einem höheren Relativgewicht des Marketings gegenüber der Produktion von Texten führen. Die Folgen für die Wissenschaft sind aber nicht bloß organisatorischer Art, sondern wirken sich inhaltlich auch auf die Darstellung der wissenschaftlichen Kommunikation aus. Die Darstellung der Forschungsergebnisse, die, wie bereits gesehen, innerhalb der Wissenschaft unreglementiert bleibt, wurde nämlich traditionell auch durch die wichtige Tätigkeit von Lektoren gestaltet, die den Stil und den Argumentationszusammenhang der Texte beeinflussten – diese Aufgabe wird durch die elektronischen Techniken der Textverarbeitung und durch die neuen Organisationsformen der Verlagsunternehmen⁶ zunehmend überflüssig (von Lucius; Roesler/Stiegler).

Die Verbreitung der wissenschaftlichen Kommunikation findet sich beinahe schutzlos den Erfordernissen externer Systeme wie den Massenmedien und den damit verflochtenen und überlagerten organisatorischen Erfordernisse der Verlage ausgesetzt. Noch gravierender wird sie aber von den Dynamiken der Organisationen innerhalb des Wissenschaftssystems (vorneweg der Universitäten) beeinflusst, deren Vorgaben primär nicht vom Wahrheitscode geleitet sind. Die schon zitierte und überall präsente Formel »publish or perish« erfasst diesen Einfluss am deutlichsten und ist nicht zufällig so treffend. Darauf wird in dem Beitrag von Wolff-Michael Roth eingegangen: in Nordamerika hängen Publikationspraktiken und die Gestalt der wissenschaftlichen Publikationen im allgemeinen zuerst von der Rolle der scholarship für die Definition der akademischen Karrieren ab, also von den organisatorischen

6 Neben der inneren Dynamik zwischen den »Selektoren«, wie Hirschauer zeigt.

Erfordernissen der Akademien: über Positionen, Löhne, Beförderungen und Zugang zu Forschungsmitteln wird aufgrund der »Produktivität« der Wissenschaftler, gemessen nach ihrem »publication record«, entschieden. Das Ergebnis ist natürlich eine Umkehrung der Prioritätsordnung in der Forschung: Leitziel ist nicht, neues Wissen zu produzieren, sondern schlicht zu veröffentlichen und dabei dem eigenen Curriculum Vitae neue »Zeilen« hinzuzufügen – weil davon auch die Verfügbarkeit über die Mittel abhängt, um die Forschung weiterführen zu können.

Der Nebencode der Reputation neigt dazu, den spezifischen wissenschaftlichen Code der Wahrheit zu überlagern, was zu unterschiedlichen, zirkulär verfestigten Konsequenzen führt. Wie verwickelt und mehrdimensional die Wege der Reputationsverleihung durch Publikation in soziologischen Zeitschriften laufen, kann man Elmar Koenens Beitrag entnehmen. Die Verlage selbst müssen mit einer Situation zurecht kommen, in der die Selektionskriterien der Wissenschaft immer schwankender zu werden scheinen: es kommt mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Veröffentlichungen, mehr auf das faktische »das« als auf das »wie« an (Roesler/Stiegler).⁷ Im Fall der Zeitschriften hängt der Einfluss der Publikation auf die Reputation vom Ranking der Zeitschrift, in der die Publikation erscheint, also von der Reputation der Zeitschrift selbst ab, die ihrerseits von in der Disziplin etablierten Bewertungspraktiken abhängt – mit dem Ergebnis, dass Zeitschriften dazu neigen, sich den geltenden Kriterien anzupassen, sie zu verstärken und dadurch auch die eigene Position zu stärken: Innovation wird weiter benachteiligt und die Kriterien »verkalken«. Die Relevanz der eigentlich wissenschaftlichen Kriterien nimmt weiter ab und macht dem schon erwähnten Einfluss der Massenmedien Platz. Prominenz neigt ihrerseits dazu, Reputation zu überlagern, oder wenigstens immer mehr zu verwischen (Reichertz): dabei handelt es sich aber um ein wissenschaftsexternes Kriterium, dem man sich mit wissenschaftlichen Argumenten nicht entziehen kann. Das macht die Kritik durch Kollegen immer schwieriger und weniger wirksam, während externe (massenmediale) Formen der Selektion und der Lenkung der Aufmerksamkeit weiter zunehmen: noch einmal werden Unmittelbarkeit und Verständlichkeit gegenüber wissenschaftlicher Anschlussfähigkeit prämiert.

Es steht uns nicht zu, Schlussfolgerungen zu ziehen. Was wir beobachten können ist, dass das dargestellte Material uns mehrere Anreize zu bieten scheint, um die Debatte zum Stand der wissenschaftlichen Kommunikation von ihren etwas anklagenden Tönen zu befreien und dem Wissenschaftssystem die Auf-

7 Eine indirekte Wirkung ist auch der weitverbreitete Gebrauch von Zitationsindizes (für Sozialwissenschaften SSCI), um »Exzellenz« oder »internationales Gewicht« der Beiträge abzuschätzen (Reichertz) – damit wird die Verbreitung und Inklusion höher bewertet als die Selektion des Publikums nach der Kompetenz, unwahrscheinliche Kommunikationen zu bewerten.

gabe zuzuschreiben, das Niveau der Reflexion im flüchtigen, aber äußerst relevanten Bereich der Darstellung und Verbreitung der Forschungsergebnisse zu erhöhen.

Prof. Dr. Elena Esposito
Facoltà di Scienze della Comunicazione, Università di Modena e Reggio Emilia
Via Giglioli Valle, 9, I-42100 Reggio Emilia
esposito.elena@unimore.it

Alexander Roesler/Bernd Stiegler

»Die Endform der Vorläufigkeit« Ansichten aus der Praxis der Theorie

Zusammenfassung: Dieser Beitrag ist weniger eine systematische Analyse oder Reflexion über die Veränderungen des wissenschaftlichen Publizierens als vielmehr eine Art ABC der publizistischen Praxis der Theorie. In insgesamt 12 kurzen Texten, die zudem eine interne Verweisungsstruktur haben, ist jeweils eine Beobachtung Niklas Luhmanns Anlass, um einen bestimmten Bereich des Publizierens in den Blick zu nehmen. Der Bogen, den dieses kleine Lexikon spannt, reicht dabei von »Absagen/Zusagen« über »Herstellung« bis hin zu »Programm« und »Sekundärliteratur«.

»Nur ist im Theoriekontext der Kurzbeitrag nicht, wenn man so sagen darf, die Endform der Vorläufigkeit, sondern eher eine Verlegenheitsform, die eigentlich nach Einarbeitung in ebenfalls hypothetische, ebenfalls kontingente Theoriezusammenhänge verlangt.«¹

Fragmente einer theoretischen Annäherung, partikuläre Ansichten aus der Praxis der Theorie, Kurzbeiträge zur Frage nach der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens – mehr können und wollen unsere kurzen Texte nicht sein. Ihnen gebührt nicht der Rang einer »Endform der Vorläufigkeit«, wie Niklas Luhmann die besondere und fragile Form der Publikation schön charakterisiert. Sie sind nicht mehr als vorläufige Formen einer Beschreibung der Gegenwart, in der die Zeichen auf Wandel und Veränderung gestellt sind. Der Offenheit der gegenwärtigen Situation entspricht die Offenheit der Komposition der folgenden Kurzbeiträge: Sie folgen der Ordnung des Alphabets, verfügen aber gleichwohl über interne Querverweise, die die einzelnen Texte miteinander vernetzen – eine Verlegenheitsform, die aus der Verlegenheit geboren ist, einerseits eine Form für die Offenheit zu finden, die die gegenwärtige Lage charakterisiert, und andererseits der Tatsache Rechnung zu tragen, dass das Feld der Publikation reich an Phänomenen ist, die miteinander komplexe Verbindungen unterhalten. Den Ausgangspunkt unseres kleinen Glossars des wissenschaftlichen Publizierens bilden Begriffe, die überaus geläufig sind, Vergangenheit und Gegenwart der Publikationen glei-

1 Niklas Luhmann (1987): Schwierigkeiten mit dem Aufhören. S. 74-98 (97) in: ders., Archimedes und wir. Berlin.

chermaßen umfassen und so vielleicht in ihrer losen Folge perspektivische Ansichten auf diese »Endform der Vorläufigkeit« eröffnen.

Absagen/Zusagen

»Aus einer Entscheidung werden viele Entscheidungen.«²

Verlage kommen bedauerlicherweise ohne Entscheidungen über die Annahme oder Absage eines Buchs nicht aus. Die Zusage betrifft zudem in der Alltagsarbeit nur einen kleinen Prozentsatz der so genannten unaufgefordert eingesandten Manuskripte oder der mit Autoren diskutierten Projekte. Auf eine Zusage kommen – je nach Verlag – mindestens zehn, in der Regel aber einhundert Absagen. Angesichts der steigenden Zahlen von Dissertationen und der Flut von Tagungsbänden ist die Arbeit des Lektors vor allem programmselektiver Art (→ Lektor): Er hat aus der Fülle der Angebote ein Programm zu erstellen (→ Programm), das sowohl den Anforderungen der internen Kohärenz und der erkennbaren eigenen Programmstruktur mit thematischen wie disziplinären Schwerpunkten etc. als auch einer externen Markt- wie Forschungsorientierung, d.h. einer erwarteten Verkäuflichkeit der Titel einerseits und einer wissenschaftlichen Relevanz der Bücher andererseits zu genügen hat (→ Öffentlichkeit). Eine wesentliche Aufgabe des Lektors ist somit eine Strukturierung qua Auswahl. Diese Strukturierungsaufgabe kann er sich dadurch erleichtern, dass er bestimmte Themenkomplexe in Reihen fasst und dann die jeweiligen Herausgeber über Zu- bzw. Absagen entscheiden lässt. Er kann sie sich auch dadurch vereinfachen, dass er auf bestimmte Programmbereiche aufgrund vorab getroffener Entscheidungen über Orientierungen des gesamten Programms verzichtet (keine Philosophie, Soziologie, aber keine Systemtheorie, vor allem Systemtheorie etc.), einzelne Autoren oder auch Autoren- oder Herausgeberkollektive (z.B. Forschungszentren, Sonderforschungsbereiche etc.) (→ Universität) als »gesetzt« betrachtet und alles von ihnen druckt, bestimmte andere, eher formale Vorgaben macht (keine Tagungsbände, keine Magisterarbeiten, keine Dissertationen, keine Qualifikationsschriften etc.) oder auch Entscheidungen aufgrund des erwarteten kommerziellen Erfolgs oder Misserfolgs eines Projekts trifft. Grundsätzlich gilt: »Aus einer Entscheidung werden viele Entscheidungen.« Denn ist erst einmal ein Buch eines Autors zugesagt, so führt dies in der Regel dazu, dass weitere Bücher folgen (→ Programm); und ist erst einmal ein Projekt eines Autors abgesagt, so sucht sich dieser einen anderen Verlag und kehrt in der Regel nicht zurück – es sei denn, dieser ist Marktführer und bietet deutliche

2 Niklas Luhmann (1992): Zwei Quellen der Bürokratisierung in Hochschulen. S. 74-79 (75) in: ders., Universität als Milieu. Kleine Schriften, hg. von André Kieserling, Bielefeld.

Vorteile gegenüber anderen Verlagen. Entscheidungen über Zu- oder Absagen sind abhängig von einer Reihe von Faktoren ökonomischer, programmatischer, aber auch wissenschaftspolitischer Art, die, soll das Programm seinen Namen auch verdienen, ein komplexes System bilden, in dem jede Entscheidung Auswirkungen auf andere Entscheidungen hat.

Disziplinen/Interdisziplinarität

»Zweifel über die Zukunft können mit Hilfe der Vergangenheit entschieden werden. Die tradierte Geschichte symbolisiert dann das Gute und Richtige.«³

Zweifel sind angebracht – und dies gleich in doppelter Hinsicht. Auf der einen Seite ist der Ruf nach interdisziplinärer Forschung inzwischen unüberhörbar geworden und findet mittlerweile auch seinen Niederschlag in Forschungsprogrammen und Forschungsförderungen (→ Universität). Auf der anderen Seite haben die altgedienten Disziplinen keineswegs ausgedient, ja, sie erweisen sich im Gegenteil als außerordentlich widerstandsfähige Gebilde, die sich mit Zähnen und Klauen gegen die erhobene Forderung, sie mögen ihre institutionellen Trutzburgen verlassen und das Gespräch mit anderen Disziplinen suchen, verteidigen. Je lauter dieser Ruf wird, desto beharrlicher werden Verteidigungsstrategien geschmiedet, und jede Chance, an die eigenen historischen Wurzeln in Hinblick auf eine künftige programmatische Ausrichtung zu erinnern, wird genutzt. So führt die Einrichtung von BA-Studiengängen an den meisten Universitäten nicht zu einer neuen interdisziplinären Orientierung oder zu einer praxisnahen Neubestimmung des Fachs, sondern zu einer Zementierung der eigenen geschichtlich gewachsenen und vermeintlich selbstverständlichen Grundbestände. Zurück zum Handwerk, zurück zur Geschichte, zurück zu den disziplinär etablierten Ordnungskategorien geht die Reise (Schulen, Epochen, abgesteckte und fest umrissene Themenfelder etc.). Angesichts der internen wie externen Forderungen, neue Ausrichtungen vorzunehmen, symbolisiert die »tradierte Geschichte dann das Gute und Richtige.« Lehrstühle, die per definitionem interdisziplinär ausgerichtet sind (und etwa in den Vereinigten Staaten durchaus bereits existieren), wie etwa für Cultural oder Visual Anthropology oder für Philosophie des Geistes *und* Hirnforschung, stehen noch aus. Interdisziplinarität ist im akademischen wie universitären System bisher nur dann vorgesehen, wenn der Austausch geregelt vorgeht und die Ergebnisse auch kalkulierbar bleiben. So beschränken sich die institutionell etablierten interdisziplinären Einrichtungen in der Regel auf relativ eng umrissene Gebiete, in denen Fragen verhandelt werden, die nicht

3 Niklas Luhmann (1992): Status quo als Argument. S. 16-29 (18) in: ders., Universität als Milieu. Kleine Schriften, hg. von André Kieserling. Bielefeld.

nur für beide Bereiche von Relevanz sind, sondern zudem auch eine gesellschaftliche Bedeutung aufweisen. Ein Paradebeispiel sind die Ethikzentren, die Natur- und Geisteswissenschaftler vereinen, oder aber außeruniversitäre Forschungszentren, deren oberstes Ziel darin besteht, Wissenschaftler aus höchst verschiedenen Bereichen zusammenbringen und sie für einen begrenzten Zeitraum von ihren universitären Pflichten zu befreien, wie u.a. das Berliner Wissenschaftskolleg, das Hanse-Kolleg oder auch das IVK und das IWM in Wien oder das KWI in Essen. Interdisziplinäre Forschung ist zumeist aus den Universitäten ausgelagert worden und beschränkt sich gegenwärtig oft nur auf einen tastenden Dialog; gemeinsame, großangelegte Projekte sind nach wie vor die Ausnahme, auch wenn uns die diversen SFBs oder Graduiertenkollegs anderes glauben machen möchten.

Im Bereich der wissenschaftlichen Publikationen wirkt sich diese eigentümliche Bewegung in höchst paradoxer Weise aus. Auf der einen Seite findet heute eine ungeahnte Renaissance des Hand- und Lehrbuchs statt. Verlage wie etwa Metzler haben erfolgreich weite Teile ihrer Verlagsproduktion von Monographien auf Lexika umgestellt, andere bieten Reader, Überblicksdarstellungen, Einführungen, kompakte Einführungen oder sogar kommentierte Auswahlbibliographien für einzelne Fachbereiche an. Auf der anderen Seite sind gerade jene wenigen Versuche, neue Formen eines interdisziplinären Dialogs zu etablieren, auch ökonomische Erfolge und belegen so mit schlichter aber sprechender Marktevidenz, dass es diese Themen anzugehen gilt. Dies ist auch in ökonomischer Hinsicht für Verlage ein vitales Interesse, können doch Publikationen, die mehrere Zielgruppen haben und auch mehrere Disziplinen erreichen, potentiell auch einen größeren Leserkreis erreichen als dies für streng disziplinär ausgerichtete Publikationen der Fall ist.

Herstellung

»Auch fehlt es an ausreichenden Schreibdiensten, so dass manche Manuskripte nie den Zustand der Reinschrift erreichen und in einer Ecke vergilben.«⁴

Der Zustand der Reinschrift ist ein Ideal. So genannte »satzfertige Manuskripte« – obwohl sie Gegenstand der vertraglichen Vereinbarung sind – treffen selten in diesem Zustand ein. Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen mangelt es offenkundig an Schreibdiensten, und nur wenige in den Sekretariaten (es sind immer noch in der überwältigenden Mehrzahl Frauen) beherrschen alle orthographischen und satztechnischen Raffinessen, die für ein perfekt eingerichtetes Manuskript nötig sind. Oft beginnt es schon in den

4 Niklas Luhmann (1992): Interdisziplinäre Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. S. 62-68 (68) in: ders., Universität als Milieu. Kleine Schriften, hg. von André Kieserling. Bielefeld.

Zitationen: Der Verlagsort Frankfurt a.M. taucht z.B. in diversen Schreibweisen auf: Frankfurt a.M., Frankfurt am Main, Frankfurt/Main, Frankfurt/M. etc. Da aber Einheitlichkeit eines der Grundprinzipien für die Textform eines Buches ist, muss in einem eigenen Arbeitsschritt nachgebessert werden. Häufig stimmen auch die Kongruenz von Subjekt und Verb nicht; beliebt sind zwei Subjekte, kombiniert mit einem Verb in Singularform. Oder Fachbegriffe, die in unterschiedlichen Schreibweisen vorkommen, mit Bindestrich, ohne, klein und kursiv, groß und kursiv, auseinander, in einem Wort usw. Ein eigener Arbeitsschritt ist ebenfalls die Überprüfung der Kapitelüberschriften, wie sie im Text und wie sie im Inhaltsverzeichnis auftauchen. In über der Hälfte der Fälle gibt es hier Abweichungen. Und dann erst die Bibliographie: eine Fehlerquelle par excellence! Reihenfolge der Vor- und Nachnamen, inkonsequente Angabe von Verlagen, fehlende Ortsangaben, fehlende Seitenangaben bei Aufsätzen, Titel eines Buches mal kursiv, mal in Anführungszeichen, im Text erwähnte Bücher, die nicht in der Bibliographie auftauchen – diese Reihe ließe sich beliebig weiterführen. Es sind zu viele Einzelheiten und jeder Schreibbedienstete, der nicht mehrere Jahre in einem Korrektorat gearbeitet hat, muss zwangsläufig irgend etwas übersehen.

Das Problem von Verlagsseite aus sind die Kosten. Jedes Komma, das hinzukommt oder entfernt wird, beläuft sich – ist das Manuskript erst einmal gesetzt – auf ungefähr 50 Cent. Da gilt es, vorher einzuschreiten und das Schlimmste zu verhüten (→ Lektor). Aber auch stressgeplagte Lektoren übersehen gerne etwas. Deshalb delegiert der Großteil der Wissenschaftsverlage den Satz an die Autoren. Sollten dann Fehler stehen bleiben, sind die Autoren schuld und der Verlag, auch finanziell, fein raus. Das führt jedoch zunehmend zu schlampig gemachten Büchern. Wenn auf einer Seite mehr Fehler sind als Argumente, dann fragt sich der geneigte Leser, wer überhaupt Interesse an der Veröffentlichung dieses Buchs hatte. Das spiegelt einmal mehr die Tatsache wider, dass es innerhalb des Systems »Wissenschaft« in wachsendem Maße mehr auf das faktische »das« der Veröffentlichung ankommt als auf das »wie« (→ Sammelbände/Tagungen). Wenn nur noch Quantität zählt und keine Qualität mehr, dann ist diese Entwicklung nicht überraschend. Es könnte sein, dass in der Konsequenz zwar nicht das Manuskript in der Ecke vergilbt, aber womöglich das gedruckte Buch.

Lektor

»Auch Wissenschaftler müssen, wenn sie publizieren wollen, Sätze bilden. In der dafür notwendigen Wortwahl herrscht jedoch ein für die meisten Leser unvorstellbares Maß an Zufall. Auch die Wissenschaftler selbst machen sich dies selten klar. Der weitaus größte Teil der Texte könnte auch anders formuliert sein und würde auch anders formuliert sein, wenn er am nächsten Tag geschrieben worden wäre.«⁵

Der Lektor ist nicht nur der »erste Leser« (was jedoch meist nur für literarische Texte – wenn überhaupt – gelten kann), er ist auch ein heimlicher Autor, vielleicht eher ein Herausgeber, der Texte in Bezug auf sein Programm auswählt, zusammenstellt und redigiert. Das unvorstellbare Maß an zufälligen Formulierungen, die sich in einem wissenschaftlichen Text finden, kann reduziert werden, indem die Zufälligkeit transformiert wird. Das heißt aber, in den Text einzugreifen, sich in den Stil und den Argumentationszusammenhang einzudenken, um im Sinne des Textes Zufall in innere Notwendigkeit zu verwandeln. In dieser Funktion als »erster Leser« repräsentiert der Lektor den idealen Adressaten des Textes und aus dieser (vermeintlichen) Perspektive heraus handelt er. Bei wissenschaftlichen Texten merkt man jedoch schnell, dass sie meistens bereits von vielen anderen gelesen worden sind. Der Lektor liest daher einerseits immer schon zu spät, andererseits jedoch hat er den Vorteil, nicht in den inneren Debatten und Zirkeln zu stecken, in denen sich wissenschaftliche Autoren immer schon befinden (→ Universität). Er hat dadurch den Blick von außen, durch seine Kenntnis des Gegenstandes aber auch einen Blick von innen. Aus diesem steten Gestaltwandel heraus versucht er, den Text zu optimieren, damit er mehr als nur den inneren Kreis möglicher Leser erreicht, der den Autor persönlich und aus zahllosen Debatten auf Tagungen kennt. Denn der Lektor wünscht sich die maximale Verbreitung seiner Autoren und deren Texte (→ Markt/Öffentlichkeit); in diesem Sinn repräsentiert er gewissermaßen die Chance auf den nächsten Tag.

Markt/Öffentlichkeit

»Die Publikation sichert nicht, daß das Buch gelesen wird.«⁶

In der Tat: Es ist kein Geheimnis, dass sich auch – oder vielleicht gerade – im Bereich der wissenschaftlichen Publikationen der Markt radikal gewandelt hat und die alleinige Publikation der Bücher nicht mehr hinreichend ist. Die Zeit, dass man, wie ein Kollege aus der Branche erzählt, jede Diplom- oder Magis-

5 Niklas Luhmann (2000): Lesen lernen. S. 152 in: ders., Short cuts, hg. von Peter Gente/Heidi Paris/Martin Weinmann. Frankfurt a.M.

6 Niklas Luhmann (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M., 157.

terarbeit mit Erfolg drucken konnte, wenn sie nur aus bestimmten Theoriefeldern stammte, ist definitiv vorbei. Mit dem Verschwinden der »Großtheorien« ging sowohl ein deutlicher Rückgang der Auflagenzahlen als auch eine komplette Reorganisation der Öffentlichkeit der Theorie einher. Während in den 70er und auch noch in den 80er Jahren eine Vielzahl von Titeln recht problemlos fünfstelligen Auflagenzahlen erreichte, ist das heute im Bereich der »harten« Theorie eine seltene Ausnahme und selbst im Taschenbuch sind Auflagenhöhen in moderater vierstelliger Höhe die Regel. Höhere Verkaufszahlen sind in der Regel nur von naturwissenschaftlichen Titeln oder dem so genannten populären Sachbuch zu erreichen. Ansonsten ist es offenkundig einzig und allein eine universitäre Käuferschicht, die wissenschaftliche Bücher erreichen können. Gleiches gilt auch für den kompletten Bereich der audiovisuellen Massenmedien, in deren Unterhaltungsformaten Theorie keine oder, wie im Falle von 3 SAT oder ARTE und wenigen Hörfunksendungen, eine außerordentlich marginale Rolle spielt. Theorie ist mit dem neuerdings durch die Normativität des Faktischen etablierten Unterhaltungsauftrag des Fernsehens nicht kompatibel, und so müssen sich philosophische, sozialwissenschaftliche oder selbst medien- oder kulturwissenschaftlichen Themen eine andere Form von Öffentlichkeit suchen. Für die Theorie ist Öffentlichkeit heute keine selbstverständliche Gegebenheit, sondern vielmehr etwas, das herzustellen ist. Öffentlichkeit kann nicht vorausgesetzt, sondern muss konstituiert werden. Die Öffentlichkeit der Theorie ist dabei in eigentümlicher Weise vom Markt abgekoppelt. Viele Theorien haben, wie Zitate in den (Fach)Publikationen und auch Debatten zeigen, eine ungleich größere Wirkung als es die in der Regel moderaten Verkaufszahlen nahe legen würden.

Für den Lektor wie auch für den publizierenden Wissenschaftler bedeutet das: »Ein gewisses Pensum an Reisetätigkeit, Gastvorlesungen, Kongreßmitwirkung etc. versteht sich von selbst«⁷ (→ Lektor). Denn nur in Gestalt einer Art konzertierten Aktion, die Publikationen, Diskussionen, Tagungen und andere Veranstaltungen, aber auch Rezensionen, Werbemittel, Präsenz im Internet etc. umfasst, können die Bücher heute (die knappe Ressource der) Aufmerksamkeit finden (→ Zukunft des Buchs). Verlage etwa arbeiten seit einiger Zeit auch hinsichtlich der Werbung in verschiedenen Medienbereichen, verschicken Ankündigungen per Email, organisieren Lesungen, stellen detaillierte und informationsreiche Homepages bereit, die alle zu einer Form von *gate* werden sollen, oder verschicken Prospekte mit Informationen zu den Neuerscheinungen (→ Novitäten und Originalausgaben) an den ihnen bekannten Kundenkreis, der de facto auch derjenige ist, der über den ökonomischen wie wissenschaftlichen Erfolg eines Buchs entscheidet.

7 Niklas Luhmann (1992): Interdisziplinäre Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. S. 62-68 (67) in: ders., Universität als Milieu. Kleine Schriften, hg. von André Kieserling. Bielefeld.